



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Altbairische Wanderungen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nationalen Idee, die mit ihnen unlösbar verknüpft war, bis an sein Ende hinan immer vorwärts tragen; er lebte in der neuen Zeit und blieb ihr Haupt.“ Die Monarchie behielt die Führung, und auch jenes Altpreußentum, in dem Marks den eigentlichen Kern der Persönlichkeit Wilhelms I. sieht, durchdrang wieder belebend und als fester Rückhalt die neuen Verhältnisse. „Das ganze alte Preußen mit seiner Tüchtigkeit und seiner Autorität, seinem Schätze an sittlicher Energie und an fester Einheit seines Heeres, seines Staates, seines in Leistung und Stellung nun von neuem erhöhten und gestärkten Beamten-tums — deutlicher und maßgebender als je zuvor bethätigt es sich unter all den neuartigen Antrieben im deutschen Dasein der neuen Zeit. Dieses alte Preußen aber war Kaiser Wilhelm.“

Glücklich — abgesehen von dem persönlichen Leid seiner letzten Tage — durfte der greise Herrscher sein Haupt zur Ruhe legen; getrostes Mutes durfte er vor seine Ahnen hintreten: einer gewaltigen Zeit preußischer und deutscher Größe hat auch er — nicht er allein und „nicht als Wilhelm der Große, soviel Großes wahrlich an ihm ist,“ aber doch auch gar nicht wegzudenken — den Stempel seiner Eigenart aufgeprägt.



Altbairische Wanderungen

(Fortsetzung)

3



ie steilen, zum Teil schroff felsenhast in die Donau abfallenden Hügel, von denen die weiße Walhallä herunterschaut, breiten sich jenseits Straubing zu Waldbergen aus, deren breite, runde Formen an den Schwarzwald erinnern. Es ist eine der walbreichsten Landschaften Mitteleuropas. Von manchem Gipfel im Bairischen Wald erblickt das Auge des Wanderers nichts als Wald, soweit es reicht, hie und da einen dunkeln Seespiegel, eine graue oder rötlichgraue Granitwand oder einen weißen Quarzfels. An einem kühlen Apriltage, wo der Schnee noch überall in den Wäldern liegt und an den Waldrändern herausschaut, der Wald selbst fast schwarz unter einer tiefhängenden grauen Wolken-decke steht, und die Bergwiesen fahl, kaum grün angehaucht sind, ist die Landschaft fast melancholisch. Es ist das kälteste, was man sich denken kann.

Grün sind dann überhaupt nur die jungen Fichtenschläge. Auch die Felsen sind graulich, und die Häuser grau. Die schwere Rauchwolke, die über dem einen oder andern die Glashütte ankündigt, erheitert die Landschaft nicht. Nur nach dem Ausgang zu, wo die Thäler breit sind, die Bäche zwischen saftigen Wiesen hingehen und das Ackerfeld sich höher hinaufzieht, bietet auch der Bairische Wald freundliche Kulturbilder, die durch die Zeugen der industriellen Thätigkeit gehoben werden. Zwiesel mit seinem hochragenden Kirchturm, Gotteszell mit seinen freundlichen Häusern muten fast wie Marktflecken aus den Alpen an. Von den größern Orten, die „vor dem Wald“ liegen, kann man das nicht sagen, vor allem nicht von dem als Übergangsplatz nach Böhmen so wichtigen Schwandorf, das in seinen alten Mauerresten eine echt koloniale Gründung um einen unschönen viereckigen Marktplatz mit lauter unbedeutenden Häusern und schmutzigen Straßen ist. Schwandorf hat eine gewisse nationale Bedeutung als letzte bairische Stadt gegenüber dem Tschechentum, wo es bei Taus sein Gebiet am weitesten nach Westen vorschiebt. Man würde hier gern eine recht blühende deutsche Stadt sehen. Auch Weiden und Furth im Wald sind unbedeutende Orte der Grenzzone, Tirschenreuth ist durch das Denkmal Schmellers verklärt, des großen Schöpfers des Bairischen Wörterbuchs, eines der bedeutendsten Geister, die der bairische Stamm zur deutschen Wissenschaft gestellt hat. Im übrigen Deutschland ist dieser auch rein menschlich anmutende Baier nicht nach Verdienst gewürdigt worden, soviel gutes auch Jakob Grimm von ihm gesagt hat. Sein Platz ist neben den Brüdern Grimm, nicht hinter ihnen.

Die Bewohner des Bairischen Waldes sind ein genügsames, fleißig arbeitendes Volk, sie haben sich etwas von der bairischen Heiterkeit bewahrt, unter Verhältnissen, die viel weniger günstig sind als die in und an den Alpen. Die „Waldler“ lassen übrigens in der auffallend großen Zahl dunkelhaariger und schwarzäugiger untergesetzter Menschen die Erhaltung keltischen Blutes in diesem Winkel vermuten, der geschichtlich zum Waldsaum des alten Bojerlandes, Böhmens, gehört. Vom Böhmerwäldler sind sie trotzdem wohl zu unterscheiden. Für die österreichischen Böhmerwäldler ist nicht bloß das fernere „Reich,“ besonders Schwaben und der Rhein, wo früher manche als Hausirer Wohlstand erwarben, ein glücklicheres Land. Das ist ja für alle Gebirgler jedes tiefergelegne Land mit besserem Boden und milderer Sonne. Er fühlt auch den bairischen „Waldler“ schon sich überlegen. Und mit Recht. Die bairischen Waldbewohner sind in denselben Gebirgstheilen wohlhabender als die österreichischen. Dort sind nicht Fürsten und Grafen die Großgrundbesitzer, sondern der bairische Staat selbst, der wohl weiß, was er an diesem kräftigen Bauernstande hat. In Österreich stehen ein Fürst Schwarzenberg, der in Südböhmen über 145 000 Hektar besitzt, und einige kleinere Herren zwischen den großen Bauern und dem Staat. Von solchen Herren sind die Leute abhängiger als vom Staat. Es ist ein schlechter Zustand für die Bauern und für den Staat;

gut ist er nur für den Grundherrn und seine paar tausend Beamte, Waldhüter usw. Der österreichische Böhmerwaldbauer wohnt und ist schlechter als der bairische und weiß das auch sehr gut. Beiden gemein ist, hier kann man sagen zum Glück, das bairische Phlegma, sonst wäre der Unterschied noch fühlbarer. Während sich aber der bairische Waldbauer auch der wohlthätigen Seite dieser Nationaleigenschaft, nämlich der lässlichen, humanen Verwaltung erfreut, die in dem wichtigen Forstfach immer rationeller geworden ist, hat der österreichische einen zum großen Teil tschechische Beamtenerschaft über sich; und das empfindet er noch stärker.

Eigentümliche Züge prägt das Hinübergreifen des bairischen Stammes an dieser Stelle den westlichen Deutschböhmen auf. Auch auf der böhmischen Seite ist der Baier der Vertreter der Kraft und Verbheit, der Genußliebe und der Frömmigkeit; aber er liebt nicht die geistige Anstrengung, läßt vieles an sich vorbeigehen, ohne aufzusehen. Da zeigt der oberpfälzische und der schlesische Böhme einen ganz andern Charakter. Fast alle politisch und wissenschaftlich bedeutenden Deutschböhmen stammen aus dem böhmischen Erzgebirge und Mittelgebirge, hier liegt auch heute die politische Entscheidung über das Schicksal der Deutschböhmen. Der Westen, wo der bairische Stamm im Pfälzerwald und Böhmerwald vorherrscht, trägt wenig dazu bei. Im Böhmerwald und im Oberpfälzer Wald mag die Armut und Abgelegenheit der dünnen, städtelosen Bevölkerung eine gewisse Apathie erzeugen. Was für Geistesgaben aber hier in der Stille heranwachsen, davon sind Glück und Adalbert Stifter Zeugen. Im Egerlande haben wir dagegen einen der reichsten Teile Böhmens, eine blühende, verkehrsreiche Stadt und einen urkräftigen Bauernstand. Aber was die Egerländer für das Deutschtum leisten, das machen sie mit Saufen ab, sagt man im übrigen Böhmen. Wo es gilt, einen großartigen Kommerz zu feiern, da müssen die Egerländer heran mit ihrer echt bairischen Festfreudigkeit. Der Unterschied greift bis nach Oberfranken hinüber. Selbst im Königreich Sachsen kann man in dem germanischen Teil, im Vogtlande, die bairisch-oberfränkischen Charakterzüge noch recht gut durchfühlen, obwohl gegen Sachsen gerade wie im Fichtelgebirge auch die konfessionelle Grenze zwischen Katholiken und Protestanten sehr merklich ist.

Mit verschiedenen Mitteln verfolgen die Baiern diesseits und jenseits der Grenze mit demselben Eifer, der gleichen liebevollen Hingebung den gleichen Zweck, die Pflege des Leibes. Den Hauptunterschied macht dabei eigentlich nur das Getränk. Der Baier trinkt fast nur Bier, der Böhme und Österreicher wechseln mit Wein ab, wobei sich das Unerwartete herausstellt, daß der Wein hier gerade so massenhaft genossen wird, wie dort das Bier. In den kleinen Städten Niederösterreichs trinkt der Bürgersmann nicht selten an einem Abend seine sechs bis acht „Halbe“ Wein. Dieser österreichische Wein ist allerdings etwas teurer als das bairische Bier. Für 20 bis

24 Pfennige stillt der Niederbaier seinen ersten Durst mit einem Liter frischen Bieres. Um diesen Preis giebt es auch in den weinreichsten Gegenden Österreichs keinen trinkbaren Wein. Schon das ist ein Grund, warum der Österreicher noch weniger spart als der Baier. Dann kommt aber die Sorge für das Essen; die wird ernst genommen, oft leider ernster als jede andre. Frau Sorge steht am Herd der deutsch-österreichischen Familie, nicht als Armut, nein als Verschwenderin von Fleisch, Mehl und Schmalz, sie sorgt, daß die Schnitzel, die Bäumel, das Gebackne und am Spieß Gebratne, das Lustgelschte und das Rauchgelschte, das Saure und das Eingemachte, die Knödel, die Nocken, die Nudeln, die Strudel, die Schmarren, die Strauben, und wie alle die künstlichen Erzeugnisse heißen, in tadelloser Güte auf den Tisch kommen. Die Gastfreundschaft, auch in einfachen Familien, leidet unter dem Bestreben der Hausfrauen, ihren Tisch nur mit dem Besten zu besetzen. Es ist mir vorgekommen, daß ich mit dem Hausherrn allein zu Tische saß, weil die Hausfrau über dem ganzen Essen nicht in der Küche abkommen konnte. So mag die im niedern Bürgerstand Baierns und Österreichs einst weitverbreitete Sitte entstanden sein, daß der Mann überhaupt allein zu Tische saß. Dennoch ist in den bessern Kreisen in Österreich die Geselligkeit noch nicht so in Schlemmerei und Prozerie ausgeartet wie in Deutschland. In Baiern ißt man auch viel, aber nicht so gut wie in Österreich. Zum Biere würden auch manche Feinheiten der österreichischen Küche gar nicht passen; dagegen sind die eigentümlichsten Erzeugnisse der bairischen Küche, die Mannichfaltigkeit der Würste, der Sauerfleischs und Tellerfleischs, der Knödel, des „Abgebräunten“ bestimmt, zum Bier genossen zu werden. Man braucht keinen Physiologen zu fragen, um zu begreifen, daß zu einem bitter süßen, gehaltreichen Getränk, das nicht voll ausgegoren ist und nach altem Brauch mit 7 bis 8 Grad Wärme getrunken wird, keine feinen Speisen passen. Was die bairische Küche an Feinheit und oft auch an Schmachthaftigkeit zu wenig hat, ersetzt ihr das Bier; ein fetter Kalbsnierenbraten mit „Grösten“ (gerösteten Kartoffeln) braucht Bier, um ganz genossen zu werden. Für manchen Geschmack ist überhaupt das Biertrinken die Hauptsache beim Essen, und so versteht man auch die keineswegs dem Mythos angehörigen Münchner Hofgeschichten, die von Prinzen erzählen, die auf die Dienste ihres Hofstochs abends verzichten, um sich eine Portion Kalbsbraten mit einer Maß frischen Bieres im „Bauerngirgl“ oder im „Lachenden“ holen zu lassen.

Hier wäre ja nun der Ort, um von der oft gerühmten und verspotteten Biergleichheit der bairischen Gesellschaft zu reden. Ich ziehe es aber vor, oft gesagtes nicht zu wiederholen, denn diese Gleichheit liegt nicht darin, daß Fürst und Bettler ihre Maß für 24 Pfennige trinken; dem bairischen Bier sind andre Seiten abzugewinnen. Ist es nicht eine große Sache, daß es gelungen ist, ein der Verfälschung und Verteuerung ungewöhnlich ausgefeiltes Volksgetränk

mittel bei riesig wachsendem Bedarf rein und billig zu erhalten? Was trinkt man in Nord- und Westdeutschland für Bier, und wie teuer muß es das Volk zahlen! Ich habe das Hofbräuhaus nie betreten ohne den Wunsch, daß es in andern Ländern und auf andern Gebieten nachgeahmt werden möchte; denn es hat ohne Frage heilsam gewirkt. Auch die äußere Wirkung ist nicht zu übersehen, daß das bairische Bier eins der wenigen deutschen Erzeugnisse ist, die ihren Weg um die Welt nur auf Grund der verbürgten Reinheit gefunden haben. Auch davon wäre zu reden, daß man begonnen hat, den Genuß des von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker, d. h. alkoholreicher gewordenen Bieres einzudämmen. Das hat Schwierigkeiten, aber im Interesse des Volkswohlstandes und der körperlichen und sittlichen Gesundheit des Volkes mußte dem Übermaß des Biertrinkens entgegengetreten werden. Wohin soll es kommen, wenn es Dörfer in Oberbayern giebt, wo die mäßigen Männer nur einige wenige sind, es aber nicht an Lämmeln fehlt, die täglich, solange das Geld reicht, zehn Maß Bier trinken?

4

Die Türme der Münchner Frauenkirche, deren abgestumpfte Kuppen etwas an Maßkrüge mit Zinndeckeln erinnern, sind banal im Vergleich mit dem lustigen Bau des Regensburger Domes, und an Höhe werden sie von dem Thurm der Landshuter Martinskirche (148 Meter), dem höchsten bairischen Kirchturm, übertroffen. Das hindert aber nicht, daß sie viel berühmter sind. So geht es auch mit andern Dingen, für die München den Ruhm hat, während sie besser in Augsburg, Nürnberg oder Regensburg sind. München ist die Kunststadt, aber die schönsten Reste älterer Kunstpflege haben jene andern Städte. Von München ist die deutsche Renaissance ausgegangen, deren alte Muster man in jenen andern studiren muß. München erzeugt zwar das meiste, aber nicht immer auch das beste Bier in Baiern. Aber München ist der Sitz der Regierung, die seit einem Jahrhundert planmäßig zentralisirt und dadurch in wenig günstiger Lage eine der schönsten, sehenswertesten und einflußreichsten Hauptstädte Mitteleuropas geschaffen hat. Man sagt Ludwig I. habe das neue München geschaffen; in Wirklichkeit hat er auf dem Kunstgebiet nur fortgesetzt, was die Bureaucratie unter seinem Vater begonnen hatte. Und so hat späterhin die Regierung besonders durch eine wohlüberlegte Verkehrspolitik mächtig zum Aufschwung Münchens beigetragen, während das benachbarte Augsburg gleichzeitig so benachteiligt wurde, daß es nicht bloß viele von seinen wohlhabendern Bewohnern, sondern auch einige seiner Industrien an München verlor. Die als „Augsburgerin“ einst berühmte Allgemeine Zeitung ist wesentlich wegen Postschwierigkeiten nach München übersiedelt, wo sie sich gerade zeitig genug einrichtete, um für den umsichtigen Lutz das offiziöse Sprachrohr bei der Vorbereitung der Absetzung Ludwigs II.

werden zu können. Seit jener Zeit, wo die Redaktion der Allgemeinen Zeitung die Mitwifferin wichtiger Staatsgeheimnisse war, ist das Blatt, dessen erstes Entstehen unsre größten Geister lebhaft interessirt hat, zurückgegangen. Schade, daß es die so manchem gebildeten Süddeutschen ans Herz gewachsene „Allgemeine“ nicht verstanden hat, das vornehme süddeutsche Zentralorgan zu bleiben, das sie unter andern politischen Umständen gewesen war. Die zentralere Lage Münchens, das nie ein guter Zeitungsboden war, weil der Baier kein großer Leser ist, thuts also nicht unter allen Umständen.

Aber kommen wir auf Münchens Stellung zu Baiern zurück. Nachdem erst die Regierung, dann die Kunst, dann die Wissenschaft, endlich in den letzten Jahrzehnten die Kunstindustrie mit einigen Industriezweigen und die Fremdenindustrie die fähigsten Köpfe des Landes nach München hingezogen hatten, ist München mehr als ein bairischer Mittelpunkt geworden. Es ist gegenwärtig die größte Fremdenstadt Deutschlands, und zwar in viel größerem Maße, als es Frankfurt a. M. und Dresden gewesen sind. Allerdings hat München als Fremdenstadt auch vor seinen nächsten Wettbewerberinnen, Wien und Berlin, Vorzüge, die ihm eine Art von Unbesieglichkeit verleihen. Die frische Natur, die Nähe der Alpen und Italiens, die Kunstschätze und Kunstschulen, die Bibliothek, das behaglichere, einfachere und im ganzen noch immer billigere Leben, die Gemütlichkeit der Bevölkerung sind unverwüßliche Vorzüge. Mag auch ein oder das andre Fach am Theater, in der Musik, in den Künstlerwerkstätten oder auf dem Ratheder nicht so gut besetzt und mögen vor allem die Sammlungen und Institute weniger glänzend ausgestattet sein, das macht gegenüber so großen Vorzügen gar keinen Unterschied mehr. Es ist und bleibt eine sinnige und wohlthuende Vereinigung von Genüssen, nach einigen Sommerwochen naturwüchsiges Leben an einem frischen See oder in einem Gebirgsthale durch die Bildersäle des Glaspalastes zu wandern oder eine Mozartsche Oper in dem zierlichen Rokokoaal des Residenztheaters zu hören und, in so geschmackvoller Ausstattung, zu sehen. München ist besonders auch für die Nichtdeutschen ein Wallfahrtsort ersten Ranges geworden. Für die Franzosen, die seit 1871 langsam gelernt haben, ihre Flügel über Baden-Baden hinaus auszudehnen, sind München und Baireuth die großen Anziehungspunkte, ebenso wie sie 1890 ein unerwartet großes Kontingent zu den Besuchern des Obergergauer Passionsspiels gestellt haben. Die englische, die nordamerikanische und vor allem auch die italienische Kolonie sind sehr stark. Vor allem aber übt München eine mächtige Anziehung auf die Deutschen aller Lande. Schweizer und Österreicher akklimatisiren sich hier leichter als irgendwo sonst in Deutschland, wofür besonders die Künstlerschaft beredte Beispiele liefert; Holbein hat seine zweite Heimat in Basel, der Basler Böcklin Heimat und Schule in München gefunden. Die Norddeutschen, die im Anfang über manches die Nasen rümpfen, was sie hier finden, zaudern nicht, sich der Vorteile ihres Aufenthalts bewußt zu

werden. Die Südwestdeutschen endlich fühlen sich hier erst recht zu Haus. Ich kenne Frankfurter, Stuttgarter, Karlsruher, die jedes Jahr mindestens eine Woche in München zubringen. Tief in Tirol hört man von Bauern und Sägern die Reize des Münchner Oktoberfestes preisen, der größten Vereinigung von Sehenswürdigkeiten und originellen Bierschenken, die man sehen kann, gewürzt durch Wettrennen, Wetschießen, Wettturnen u. dergl., durch Preisverteilung an Landwirte, deren Ausstellung Nebensache geworden ist. Soviel man auch gegen das Überhandnehmen des Biertrinkens und Würsteleßens beim Oktoberfest losgezogen hat, man kann nicht leugnen, daß das Fest volkstümlicher geblieben ist als irgend ein andres sogenanntes Volksfest im heutigen Deutschland. Es kann und muß veredelt werden, aber hoffentlich bleibt dabei dem bairischen Volk die harmlose Genußfreude, die „die Wiese“ zu einer gemein-bairischen Angelegenheit gemacht hat. Alle andern Feste der Art werden heutzutage in Deutschland nur vom niedern Volk genossen, auch wo sich ein regierender Fürst herabläßt, eine halbe Stunde dabei zu sein; in München hat sich das Bürgertum noch nicht davon ausgeschlossen. Für die Stämme Baierns hat dieses Volksfest die Bedeutung einer behaglich-festlichen Vereinigung, von der der Ruhm Münchens in die entlegensten Gaue getragen wird.

Die assimilirende Kraft des bairischen Stammes, die sich gegen die Deutschen andern Stammes immer stark gezeigt hat, bewährte sich auch in weiterem Felde. Sie gehörte einst zu den politischen Kräften Österreichs. Leider einst! Es ist von einsichtigen Österreichern oft hervorgehoben worden, daß Österreichs deutsche Bevölkerung nur durch die ununterbrochne Aufnahme reichsdeutscher Elemente die Anforderungen erfüllen konnte, die die Führung des Kaiserstaates in Krieg und Frieden an sie stellte. In den Fürstenschlössern Böhmens und in den alten Bürgerhäusern Wiens findet man gleich häufig die Erinnerungen an deutschen Ursprung der Begründer. Besonders die süddeutschen Reichsstädte haben zahlreiche Einwanderer geliefert. Es ist ganz begreiflich, daß man in Österreich selbst der Abnahme des Donauverkehrs nach Wien von Ulm abwärts einen Anteil an dem Rückgang des Wiener Deutschtums zuschreibt. In der österreichischen Armee spürt man den Mangel der einst so zahlreichen reichsdeutschen Offiziere noch empfindlicher; kein österreichischer Stamm ersetzt den Kitt, den sie zwischen den Kameraden verschiedner Nationalität und besonders auch zwischen den „Kavalieren“ und Bürgerlichen bildeten. Die Biographie Vincenz Vachners giebt ein hübsches Beispiel der Einwanderung aus Baiern nach Wien auf dem Donaufloß. Altbaiern ist dem Zufluß fränkischer und schwäbischer Elemente seit der Bildung des Königreichs unter der pfälzischen Dynastie weit offen, und seit einem Menschenalter nimmt der Südstrom Norddeutscher immer zu, von dem sich ein starker Arm nach München ergießt. Während es nun dem Altbaiern schon in Schwaben und Franken nicht recht gefällt und gar die Pfalz ihm ganz zuwider ist, fühlen sich die Fremden fast

ausnahmslos in Baiern wohl. Es ist eine wichtige politische Thatsache, daß das vor allem von den Schwaben und Franken gilt, die darauf angewiesen sind, mit den Baiern unter einem Szepter zu leben. Ob der heitre Unterfranke oder Pfälzer als Regierungsdirektor oder als „Schandi“ (Gendarm) zu den schwerfälligen Altbaiern versetzt wird, er ist in kurzer Zeit daheim und vergißt im Bierland seine sonnigen Weingehänge. Bedenkt man die bunte Verschiedenheit der politischen Fäden, aus denen das bairische Königreich durch Napoleons Gnaden zusammengeflocht wurde, so ist die Annäherung der drei Hauptstämme überraschend gelungen. München hat dazu sein redliches Teil beigetragen. Welcher Franke oder Schwabe ist nicht einmal in München gewesen und hat die Überzeugung mitgenommen, daß der bairische Unterthan mit einer so glänzenden, jeder Art und Stufe von Genußliebe entgegenkommenden Hauptstadt wohl zufrieden sein könne?

5

Das Hervortreten Baierns bedeutet für das ganze westliche Süddeutschland eine Verschiebung der seit Jahrhunderten gewordenen Verhältnisse. Wer hätte die Erhebung des „weit hinten“ liegenden München zur Hauptstadt Süddeutschlands vor einem halben Jahrhundert für möglich gehalten? Seitdem Augsburg und Ulm mit dem scheidenden sechzehnten Jahrhundert ihre große Handelsstellung eingebüßt hatten, hatte sich das Land östlich von der Alb und der Regnitz immer mehr nach Osten zu geneigt, dem Lauf seines großen, damals für den Verkehr ganz anders maßgebenden Stromes folgend, während der Westen von der großen atlantischen und westeuropäischen Entwicklung rheinwärts und niederlandwärts gezogen wurde. Wien und Frankfurt wollten die Hauptstädte Süddeutschlands sein, aber beide waren zu exzentrisch gelegen, um das sein zu können, was dann München in so hervorragendem Maße geworden ist. München ist zunächst an die Stelle sowohl Regensburgs als Augsburgs getreten und hat auch nicht wenig von dem übernommen, was einst Nürnberg gehabt hat, nämlich Bedeutung in Kunst und Kunstgewerbe. Man kann München nicht die geistige Hauptstadt Süddeutschlands nennen; eine solche zu entwickeln ist ja unter deutschen Verhältnissen glücklicherweise überhaupt nicht möglich. Da würde sich vor allen Stuttgart schön bedanken! Aber allerdings übt München nicht bloß durch politische Mittel und als Verkehrspunkt seine Anziehung aus. In seiner Bedeutung sind geistige Elemente, die man sich aus dem Gesamtleben Deutschlands nicht mehr herausdenken kann. Zu dem, was dem Antlitz des heutigen Deutschlands geistigen Ausdruck verleiht, trägt außer Berlin München das meiste bei. Welcher Gegensatz zu der Zeit, wo Baiern am geistigen Leben West- und Norddeutschlands kaum Anteil nahm! Man liebt es, das geistige Leben und Schaffen Münchens als eine zarte Pflanze darzustellen, für deren Gedeihen durch Ludwig I. und Maximilian

der ganz unkultivierte Boden mühsam habe zubereitet werden müssen. Nichts ist unrichtiger als das. München ist zunächst Kunststadt geworden, weil es die Hauptstadt der künstlerisch begabten Stämme der Baiern, Franken und Schwaben ist, in deren schönen, heitern Ländern die Kunstübung auch in den scheinbar dunkelsten Zeiten nie so heruntergekommen war, wie in den meisten Gebieten Norddeutschlands. Welche Dorfkirchen hat hier noch das achtzehnte Jahrhundert hingestellt! Ludwig I. hätte in seinen Bemühungen, eine deutsche Kunststadt zu schaffen, keinen Erfolg gehabt, wenn er nicht an künstlerische Traditionen in so manchen Teilen des Landes hätte anknüpfen und schlummernde Talente hätte wachrufen können. So beurteilt man auch die heutige Stellung und die Wirkungen der Kunststadt München ganz falsch, wenn man nicht berücksichtigt, wie empfänglich die Baiern für Kunst sind, und wieviel Künstlerisches landauf landab geschaffen wird. Der Bauer, der weit hinten im Traunthal sein Haus mit der Gestalt des heiligen Georg und des heiligen Florian bemalen läßt und auch seine Freude daran hat, wenn ihm der Maler das kleine Austrägerlhäusl von oben bis unten blau und weiß mit bairischen Rauten tüncht, daß es „lustig ausschaut“; der einsame Pfarrherr, der die Engel der Sistine mit hingebender Liebe für ein noch einsameres Bergkapellchen malt; der Schnitzer von Berchtesgaden oder Ammergau, der „Herrgöttle“ im Duzend schneidet, dann aber in den Mußestunden sich in eine figurenreiche Krippe vertieft, die nach Jahren als echtes Kunstwerk ersteht, dessen größter Gewinn für ihn allerdings die Freude am Schaffen ist; der Algäuer Hirtenbub, der, zum Akademiker fortgeschritten, eine tiefempfundne Kreuztragung in sein altes, graues Dorfkirchlein stiftet; das sind alles Träger bairischer Kunst, die dafür sorgen, daß die Freude an Formen und Farben im Volke lebendig bleibt, und denen es aber auch zu danken ist, wenn den Münchner Kunst- und Kunstgewerbestätten immer neue Kräfte zufließen. Überall in Baiern ist die Freude an der künstlerischen Ausschmückung des Daseins ein Erbteil des Volkes. Welche Brunnen haben sich kleinere bairische Städte von Lindau bis Traunstein in den letzten Jahren gesetzt, wie schön sind die Rathäuser erneuert, und was für Kirchen sind z. B. allein in München neuerdings gebaut worden. Das sind ganz andre Wirkungen, als wie sie die einseitige Denkmalsmanie mit ihren langweiligen Wiederholungen in andern deutschen Ländern gezeitigt hat. Und dazu kommen die leicht verbreitbaren Erzeugnisse der Malerschulen, der Glasmalerei, die Reproduktionen und vor allem das Kunstgewerbe. Die Bedeutung der bairischen Kunst lernt man nicht in den gehäuften Ausstellungen des Münchner Glaspalastes kennen. Zu ihr gehört auch das dörfliche Wirtsschild, auf dem ein froher Künstler den dicken Wirt vor dem Faß in imposanter Rückenansicht dargestellt hat, zu ihr gehören prächtige Scheibenbilder, die vom Giebel eines Forsthauses herabschauen, Geschenke kunstliebender Waidmänner, und selbst die bis auf die Uhr und das Handtuch täuschend an die

Holzwand gemalte Zimmerausstattung, die man vor Jahren in einem primitiven Wirtshaus des Isarthales bewundern konnte.

Und das alles muß man sich in eine Natur hineindenken, die der künstlerischen Phantasie sehr viel bietet. Die bairische Hochebene ist allerdings, wie ihr Name sagt, an vielen Stellen eben. Wer mit der Eisenbahn von München nach Augsburg oder nach Dachau fährt, sieht um sich herum nur Moor, Heide, Wiese und Acker. Geht man aber eine halbe Stunde isaraufwärts, so steht man an der Pforte eines tief eingeschnittnen Thales, dessen Hänge einen der schönsten Buchenwälder tragen, und von dessen moränenbesetzten Rändern sich rechts und links eine im kleinen Rahmen ungemein mannichfaltige grüne, walddreiche Landschaft ausbreitet. Es ist die ernst-liebliche Landschaft, in die der grüne Würmse und mit ihm Hunderte von kleinern Seen eingesenkt sind. In Harlaching bei München bezeichnet eine Denktafel den Ort, wo Claude Lorraine gemalt und seine Bewunderung des oberbairischen Himmels mit seinem reichen Licht und seinen feinen Wolkengebilden ausgesprochen haben soll. In den Alten ist das zwar nicht; die Hauptsache ist aber, daß es in der Natur ist. Der Himmel hat über der Hochebene, trotz des rauhen Klimas, eine wunderbare Klarheit, und wenn die Sonne scheint, ist sie lichtreicher als unten im Tiefland. Ich kam einmal mit einem Münchner Hygieniker zusammen, der behauptete, die den Fremden anmutende Lustigkeit der Oberbairern sei vor allem dem vielen Licht in ihrer Atmosphäre zuzuschreiben. Ich glaube mehr an die Mitgift der Stammeseigenschaften und an die im allgemeinen leichtern Lebensbedingungen im dünnbevölkerten Land, wiewohl es sehr eigentümlich ist, daß die Zierden der humorvollen oberbairischen Dialektdichtung, Kobell und Stieler, Kinder Eingewanderter waren, jener von einem pfälzischen, dieser von einem sächsischen Vater. Aber die Fliegenden Blätter sind allerdings echte Münchner Kindln, und so sind es auch die heitern Volksstücke, die das Gärtnertheater und die Schlierseer in ganz Deutschland populär gemacht haben. Von den Letzten aus König Maximilians Dichterkreis ist Paul Heyse im Münchner Licht alt geworden und Berliner geblieben, und Hermann Lingg, bairischer Schwabe, ist in seinem lieben München ernst und tief geblieben, wie er am Schwäbischen Meer geboren ward. Freuen wir uns trotzdem der hellen Sonne Oberbairerns — wenn sie scheint.

(Schluß folgt)

